

Nr. 62 Bromberg, den 26. April 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Draußen alles still.

Jerusalem schläft: schläft mit seinen mächtigen, tausendjährigen Erinnerungen, schläft mit dem grellen Gemisch der in seinen Mauern zusammengedrängten Religionen und Konfessionen. Es schlafen helle Begeisterung, leidenschaftlicher Fanatismus, naive Einfalt, inbrünstige Anbetung.

Jerusalem schläft — tief und fest.

Schon will Irmgard das Fenster wieder schließen. Da schreckt in der Nähe Hundegebell auf. Und Hundegekläff vom Oelberg herüber als Antwort.

Ein Zittern überfliegt Frau Mirjam. Es ist, als versagen ihr die Knie den Dienst. Schwer stützt sie sich auf die Stuhllehne, um nicht umzusinken.

„Hörst du nichts, Irmgard?" wiederholt sie fast heiser vor Erregung.

Und wieder horcht Irmgard.

„Nein, Mutter. Du irrst dich ganz gewiß."

Sie schließt das Fenster und will die Mutter mit sich fortziehen. Doch heftig wehrt Frau Mirjam ab. Ihre ganze Haltung drückt fieberhafte Spannung aus, eine Art von Paroxysmus.

Jetzt ist es auch Irmgard, als vernehme sie draußen ein vorsichtiges Tappen die Mauer entlang.

„Horch! Horch! . . . Schritte!"

Sollten es Diebe sein? . . . Doch — wem sollte es wohl einfallen, bei ihnen stehlen zu wollen! Jedermann weiß, wie arm sie sind . . . .

Und jetzt ein leises, ganz leises Klopfen an der Haustür.

Frau Mirjam steht da, wie zu Stein erstarrt. Nur die großen schwarzen Augen leben in dem todesbleichen Gesicht.

„Mir scheint, es klopft unten, Mutter", sagt Irmgard, jetzt selbst etwas erregt. „Soll ich das Fenster öffnen und fragen, wer da ist?"

„Um Gotteswillen — nein!" flüstert Frau Mirjam angstvoll. „Man könnte aufmerksam werden."

Und wieder das leise Klopfen unten an der Tür — dreimal hintereinander, in bestimmten Zwischenräumen.

Ein eigenes Gefühl beschleicht Irmgard.

Da unten das geheimnisvolle Klopfen . . . hier oben die so furchtbar erregte Mutter . . . Was geht hier vor?

„Wünschest du, daß ich die Tür aufschließe und nachsehe, liebe Mutter?"

Frau Mirjam nickt nur. Die Kehle ist ihr wie zugeschnürt.

Rasch zündet Irmgard eine Kerze an und steigt die Treppe hinab — noch etwas widerstrebend, aber mit festen Schritten.

Leise dreht sie den Schlüssel im Schloß herum und öffnet eine Spalte der Haustür.

Bei dem flackernden Schein der Kerze gewahrt sie eine große dunkle Gestalt mit leicht ergrautem, verwildertem Bart und Haupthaar, den schäbigen Kalabreser tief über die Augen gezogen.

Irmgards Hand zittert so heftig, daß die Kerze fast erlischt.

„Was wünschen Sie?" stammelt sie in ihr selbst unerklärlicher Erregung.

„Ich möchte Frau Althoff sprechen", erwidert eine sonore Stimme halblaut.

Irmgard zuckt zusammen. Die Stimme weckt Erinnerungen in ihr.

„Meine Mutter wollen Sie sprechen?"

Hastig tritt der Mann einen Schritt vor und blickt Irmgard in sichtlicher Erregung ins Gesicht.

„Deine Mutter — sagst du, Mädchen? Bist du — bist du — —"

Er stockt.

„Irmgard Althoff."

„Irmgard?"

Und ehe Irmgard noch recht zur Besinnung kommt, hat der Fremde ihren Kopf zwischen seine Hände genommen und seine bärtigen Lippen auf ihre Stirn gedrückt.

Und merkwürdig: das sonst so stolze Mädchen duldet den Kuß des für sie fremden Mannes. Ist es die Stimme der Natur, die leise und doch so eindringlich von Herz zu Herz spricht? . . .

Jetzt oben auf der Treppe ein unterdrückter Jubelruf.

„Bruno! Bruno!"

Mit ausgestreckten Armen, die Stufen mehr herabfliegend als gehend, stürzt Frau Mirjam auf den Mann zu, der bei ihrem Anblick einen Freudenruf ausstößt.

„Meine Mirjam!"

Und er schließt die Arme um die an allen Gliedern bebende Frau und bedeckt das bleiche, jetzt glückselig lächelnde Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen.

Leise zieht Irmgard die Haustür zu. Ihre Augen stehen voll dicker Tränen.

Mit ungewohnter Lebhaftigkeit sich fest an die Hünengestalt anschmiegend, geleitet Frau Mirjam den späten Gast die Treppe hinauf ins Zimmer.

Tiefaufatmend nimmt der Mann den Hut ab und sinkt auf einen Stuhl.

Und Frau Mirjam läßt sich mit einem unterdrückten Seufzer neben ihm nieder, die Arme um ihn schlingend, als wolle sie ihn nie mehr von sich lassen. Nie, nie mehr!

Wortlos starrt Irmgard auf die seltsame Gruppe. Sie wagt nicht zu fragen. Sie ahnt, wer der Fremde ist, obgleich sie vergeblich in ihrem Gedächtnis nach einer Ähnlichkeit sucht.

„Ich — ich habe Hunger —" murmelt der Mann endlich matt. „Seit gestern morgen habe ich nichts gegessen."

Wie elektrisiert springt Frau Mirjam empor.

Doch sanft zieht der Mann sie wieder zu sich herab.

„Bleibe bei mir, Liebste! Verlaß mich nicht! Auch nicht für eine Minute! Die Zeit vergeht so rasch! . . . Irmgard wird mir etwas zu essen holen, nicht wahr? . . . Sieh' nicht so finster aus, Kind! Ich bin dein — Vater! Dein armer, unglücklicher Vater!"

„Pst, Liebster! Nicht so laut!" flüstert Frau Mirjam, die Hand vor seinen Mund haltend, mit einem ängstlichen Blick auf das Fenster. „Geh, Irmgard! Bringe, was du auftreiben kannst in unserer armseligen Wirtschaft! Und —" sie erhebt sich und eilt der Tochter nach, ihr ins Ohr flüsternd — „und — wecke Hilde nicht auf! Hörst du? . . . Niemand darf wissen, daß der Vater hier ist. Niemand!! Auch Gerhilde nicht!"

Bruno und Mirjam Althoff bleiben allein zurück in dem düsteren, unwohnlichen Raum. Aber für Frau Mirjam scheint er durch die Anwesenheit des teuren Gatten zum Paradies geworden zu sein.

Zu seinen Füßen auf einem Holzschemel sitzend, blickt sie unverwandt, wortlos, in einer Art Verzückung in das bleiche, abgehärmte Gesicht, in das Kummer und Elend tiefe Furchen gegraben.

Und auch er spricht nicht.

Mit geschlossenen Augen, den Arm um den Hals seines Weibes geschlungen, sitzt er fast bewegungslos da . . . lange — lange — —

Inzwischen hantiert draußen in der ärmlichen Küche Irmgard in fliegender Hast herum. Ihre Pulse klopfen. Ihr Kopf schwindelt.

Ist es denn möglich? Dieser unglückliche Mann, der spät abends gleich einem Verbrecher zu ihnen ins Haus geschlichen kommt, soll ihr Vater sein? Ihr stolzer, aufrechter, hochgeachteter Vater? . . . War sein Mühen die ganzen Jahre daher umsonst? Hat er es nicht fertig gebracht, dort draußen in der weiten Welt wenigstens sich selbst eine anständige Stellung zu verschaffen, wenn er schon seine Familie in Not und Elend darben läßt? . . . Warum hat er seit beinahe zwei Tagen nicht gegessen? Ist er so heruntergekommen, daß ihm selbst das Geld zu einem Stückchen Brot fehlt? . . . Und war es nicht, als ob die Mutter den Vater halbwegs erwartete? Warum geriet sie vorhin bei dem leisesten Geräusch draußen auf der Straße in solch namenlose Aufregung? . . . Und warum darf Gerhilde, seine eigene Tochter Gerhilde, nichts von seiner Anwesenheit wissen? . . .

Wie ein Chaos wirbeln die Gedanken in Irmgards Hirn durcheinander, während sie Brot, Käse, eine Dattelwurst und eine Flasche Saronawein aus dem Küchenschrank nimmt.

Als sie bald darauf mit ihren Herrlichkeiten zurück ins Zimmer eilt, findet sie Vater und Mutter in ein eifriges, leise geführtes Gespräch vertieft. Er scheint ihr etwas Wichtiges zu erklären. Eindringlich, voll leidenschaftlicher Erregtheit redet er in sie hinein, während ihre Augen halb voll Bewunderung, halb voll Angst an seinen Lippen hängen.

Bei Irmgards Eintritt gibt sie ihm einen leisen Wink.

Sofort bricht er ab.

Schnell arrangiert Irmgard das frugale Mahl, und heißhungrig stürzt der Mann darüber her, in wenigen Minuten, ohne ein Wort zu sprechen, alles bis auf das letzte Krümchen, bis auf den letzten Tropfen verzehrend.

Dann atmet er tief auf wie ein vom Ertrinken Erretteter, schiebt mit der Miene des vollständig Gesättigten den Stuhl zurück und sieht sich im Zimmer um.

Dabei bleibt sein Blick an der kleinen Uhr auf der Kommode hängen.

„Schon ein Uhr! . . . Vor Tagesanbruch muß ich fort. Man darf mich nicht hier im Hause sehen! . . . Also höchstens noch drei Stunden! . . . Nur noch drei Stunden!!" wiederholt er mit einem Seufzer.

Er schlingt den linken Arm um seine Frau und streckt Irmgard, die sich diskret in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen hat, die Rechte entgegen.

„Komm, Kind! Gib mir deine Hand! Dein Vater hat nichts getan, dessen du dich zu schämen brauchst! Komm!"

Schüchtern, noch widerstrebend, legt Irmgard ihre kühle Hand in die heiße des Vaters.

Da — draußen auf der Straße das Geräusch von Stimmen.

Mit einem Ruck richtet Frau Mirjam ihre zierliche Figur auf, während die Hünengestalt des Mannes zusammenzusinken scheint.

Beider Augen stieren in atemlosem Entsetzen nach dem Fenster — —

Jetzt unten derbes Pochen an der Tür.

In fliegender Eile öffnet Frau Mirjam ihren Kasten mit Blumen und zerstreut dieselben auf dem Tisch, als sei sie in tiefster Arbeit gestört worden.

„Mut, Bruno! Mut!" raunt sie dem Mann zu, der, die Hände an die pochenden Schläfen gepreßt, in den Augen Todesangst, gleich einem gehetzten Tier in die äußerste Ecke des Zimmers geflüchtet ist.

Und noch einmal voll tiefster Zärtlichkeit:

„Sorge dich nicht, Geliebter! Niemand wird dir nahe kommen, so lange ich es hindern kann. Ich schwöre es dir!"

Hochaufgerichtet, den Kopf stolz erhoben, die schwarzen Augen funkelnd vor Kampfesmut — dem Mut der Löwin, die bereit ist, ihr Liebstes mit dem eigenen Leben zu verteidigen — so geht Frau Mirjam festen Schrittes die Treppe hinab und schließt die Haustür auf.

Furcht im Herzen, ohne recht zu wissen, weshalb, lauscht Irmgard.

„Die Polizei!" flüstert sie dem Vater zu, der bei diesem Wort zusammenzuckt und ebenfalls angestrengt lauscht, während ihm helle Schweißtropfen von der Stirn perlen.

Unten lebhafter Wortwechsel.

„Entschuldigen Sie, Madame!" bullert eine barsche Männerstimme auf Türkisch. „Ich sah Licht durch den Fensterladen schimmern und wollte mich überzeugen, ob nicht vielleicht Diebe —"

„Dank für Ihre Achtsamkeit!" erwidert Frau Mirjam liebenswürdig. „Ich hatte noch bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten. Sie wissen — arme Leute wie wir — —"

„Ja, ja, Madame, ich weiß! Da wollen wir nur gleich weitergehen und wo anders suchen. Ein verdächtiges Individuum schlich nämlich vorhin die Via dolorosa entlang. Wir haben den Kerl aus den Augen verloren. Allah weiß, wo er geblieben sein mag. Ich dachte schon, vielleicht hier — —"

„Da irren Sie, meine Herren!" lachte Frau Mirjam hell auf — und den oben Lauschenden krampft sich das Herz zusammen vor Weh bei dem Gedanken, was der Armen dieses sorglose Lachen kosten muß — „zu Leuten, die kaum Geld zum Sattessen haben, kommen keine Diebe. Das sollte die Polizei doch wissen!"

„Hm, ja!" knurrt die barsche Stimme. „Sie haben recht. Allah behüte Sie, Madame!"

„Leben Sie wohl!"

Die Tür unten schließt sich wieder.

Langsam verhallen die schweren Schritte der Polizisten auf dem Pflaster.

Erst jetzt, nachdem sie sich vergewissert, daß alles wieder ruhig ist, steigt Frau Mirjam die Treppe herauf und kehrt ins Zimmer zurück, wo Gatte und Tochter in atemloser Spannung ihrer harren.

„Er ist fort!" sagt sie in verhaltener Erregung, sich über den Mann beugend, der schwer auf einen Stuhl sinkt. „Es kann dir nichts geschehen, Liebster! Beruhige dich!"

Mit einem fast leeren, hilflosen Blick sieht er zu seiner Frau auf.

„Verzeih meine Schwäche, Mirjam! Aber du weißt ja nicht, was ich gelitten habe die ganzen Jahre daher . . . in der furchtbaren Umgebung, wo man nicht wie ein Mensch behandelt wird, sondern wie ein Stück Vieh! . . . Und das — zwölf lange Jahre! . . . O, wenn ich wieder dorthin zurück müßte! . . . Barmherzigkeit!"

Und seine Hände umklammern krampfhaft die feinen Knöchel seines Weibes, als wolle er, der große, starke Mann, bei der kleinen zierlichen Frau Schutz suchen.

Ohne ein Wort zu sagen, setzt Frau Mirjam sich neben ihn, seine Hand fest in den ihren haltend.

Ein dankbares Lächeln stiehlt sich um seine Lippen. Seine gespannten Züge glätten sich.

Still sitzt er da — ganz still.

Bis die müden Lider sich schließen und der Kopf vornüber fällt . . . .

Er schläft.

Behutsam schlingt Frau Mirjam den Arm um seinen Nacken und bettet, als wäre es ein kleines Kind, den schweren Kopf an ihre Brust.

Nicht rührt sie sich, damit er nicht erwache. Sorgsam behütet sie den Schlaf des zu Tode Erschöpften.

Voll tiefer Ehrfurcht blickt Irmgard auf ihre Mutter, die ihr plötzlich ganz verändert erscheint.

Die letzten Stunden haben die schwache, zarte Frau zum Heldenweib gereift.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Samariter.

Von **Maud von Conring.**

(Nachdruck verboten.)

Gordon saß neben ihrem Bett und schaute mit banger Sorge auf das bleiche Gesicht . . . Sie würde sich doch wieder bewegen? Sie würde doch wieder sprechen?

Die Krankenwärterin notierte am entgegengesetzten Ende des Zimmers etwas in ihrem Krankenrapport, den sie von Zeit zu Zeit vervollständigte, um dem Arzt eine scharfe Kontrolle zu ermöglichen.

Gordon wagte es nicht, auch nur die kleinste Bewegung auszuführen, obgleich seine Glieder es fast gebieterisch verlangten, und seine Nerven fast über ihre Kräfte angespannt waren. Es war ganz still, nur von der Straße her drang ab und zu ein Laut durch die eng geschlossenen Vorhänge des Schlafzimmers und kurze Zeit drangen die eintönigen Laute eines Straßenklaviers mitten durch Lärm von Pferd und Wagen bis hinauf in das Gemach der Kranken.

Hatte sie etwas von alledem gehört?

Es ging eine leise Bewegung durch ihren ganzen Körper. Gordon neigte sich zu ihr herab: „Wünschen Sie etwas? Kann ich etwas . . .?" Man hätte glauben können, er sei eine Frau, so zart und weich klang seine Stimme.

Sie schlug die Augen weit auf, sah ihm ins Gesicht und flüsterte: „Charly! Rufe Charly!" —

„Wenn er kommt . . . Wenn er da ist, rufe ich ihn sofort, bringe ihn gleich hierher."

Sie griff nach ihrem verbundenen Kopf: „Ich weiß nicht . . . Er war doch . . . Mußte er nicht wieder nach Neuyork?"

„Ja", erwidert: Gordon. „Aber sobald er zurück ist . . . bringe ich ihn."

„Wie gut Sie doch zu mir sind. Wie gut. Sie glauben nicht, wie ich Ihnen vertraue. Keinem Menschen vertraue ich wie Ihnen." Nach einem kurzen Schweigen fügte sie dann rasch hinzu: „Charly . . . natürlich ausgenommen."

„Natürlich", wiederholte Gordon mit einem flüchtigen Lächeln und murmelte dann bitter vor sich hin: „War ja immer nur zweiter nach ihm."

„Ist das nicht seltsam", fuhr sie fort, „wie wir beide immer nebeneinander hingegangen sind im Leben? Schon als Kinder. Wissen Sie noch, wie Sie Charly einmal davor bewahrt haben, daß er geschlagen wurde? Er hat es Ihnen nie vergessen, er ist Ihnen noch heute dafür dankbar. Und dann damals, als ich gegen das Verbot im Wasser waten gegangen war und mir Schuh und Strümpfe in den Fluß fielen und Sie sie an der Sonne trockneten? Ich konnte sie kaum wieder anbekommen. — Und nachher am Abend hatte ich dann einen Hustenanfall. Aber Sie haben nie verraten, woher ich den hatte." Hierbei lächelte sie ein wenig. Mit weißen Bandagen um Kopf und Kinn glich sie einer Nonne: „In Leid und Freud, immer waren Sie an meiner Seite. Seltsam, daß Sie sogar dabei sein mußten, als die Pferde durchgingen. „Beauty" ist ein so nervöses Tier . . . und dazu das Automobil . . ." Sie schwieg einen Augenblick, dann richtete sie sich ein wenig im Bett empor und stieß hastig hervor: „Wann glauben Sie . . . daß Charly kommen wird?"

„Es kann schon spät werden. Er muß doch immerhin den ganzen Weg von Neuyork zurück machen."

„Glauben Sie, daß ich noch solange am Leben bin?"

„Am Leben? Was für Ideen!" Gordon versuchte laut zu lachen, aber die Stimme versagte ihm.

„Sie täuschen mich doch nicht. Mit mir ist es aus. . . . Wenn es auch bitter ist. Charly und ich . . . Was waren wir glücklich zusammen. — Sie sehen, wie recht ich hatte, daß ich ihn heiratete. Nicht wahr, ich tat recht? Jeder Mensch hat mich vor ihm gewarnt, er würde sich nie ändern, sagten die Klugen. Aber er hat sich geändert. Ein anderer Mensch ist er geworden. Nicht einen Tropfen hat er seitdem mehr zuviel getrunken, und wie ist er in seinem Geschäft vorwärts gekommen! Sein Neuyorker Haus läßt ihn viel öfters rufen als früher. Natürlich habe ich ihn auch öfters entbehren müssen. Oft bekomme ich ihn tagelang nicht zu sehen. Aber das bedeutet ja Ehre für ihn. Und das ist doch am Ende die Hauptsache. Wenn sie ihn doch nur zum Kompagnon machen würden! Wenn ich nur das noch erleben könnte, ehe ich sterben müßte. — Was ist das für ein herrliches Gefühl, zu wissen . . . daß er alles, was er geworden ist, einzig und allein durch meine Beihilfe geworden ist!" In ihrer Erregung hatte sie sich ein wenig im Bett emporgerichtet, und der Verband war etwas gerutscht.

Die Wärterin eilte sofort auf sie zu: „Sie sprechen zu viel, gnädige Frau. Der Herr muß jetzt auch gehen. Ich darf das nicht länger erlauben."

Gordon stand auf und sagte weich: „Ich komme bald wieder."

Dann eilte er mit einem stummen Gruß hinaus, um sich in seine Wohnung zu begeben.

Als er die Haustür geöffnet hatte, schallte ihm aus dem der Tür gegenüberliegenden Zimmer, mit lauter, rauher Stimme gesungen, das bekannte Gassenlied: „Ein Mädchen und ein Glas Champagner . . ." entgegen.

Gordon wurde noch blässer, als er schon war.

Als er jetzt die Tür zu dem Zimmer öffnete, wurde das Singen lauter: „Ein Mädchen und ein Glas Champagner . . ."

„Hör' auf mit dem Gebrüll!" schrie Gordon zornig. Seine Stimme hatte jetzt einen harten, unversöhnlichen Klang. Der Betrunkene, der halb auf dem Sofa und halb auf dem Boden dalag, versuchte es, sich aufzurichten, fiel aber wieder hilflos in die alte Lage zurück.

„Hör' mich an!" sagte Gordon, ihn finster anblickend, „bist du genug bei Sinnen, um zu verstehen, was ich dir sage — oder nicht?"

„Na...türlich. Wo soll ich nicht?... Ein Mädchen und ein Glas Champagner..."

Gordon packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn: „Hör' zu. Wenigstens diesen Augenblick. Helene liegt im Sterben... und möchte dich noch einmal vorher sehen. Kannst du dich so weit zusammenreißen, um zu ihr zu gehen?"

Bei dem Klang des Namens „Helene" zuckte der Betrunkene ein wenig zusammen und ein Schatten von Verständnis huschte jäh über sein Gesicht hinweg. Dann aber verwirrten sich seine Gedanken von neuem und wieder sang er: „Ein Mädchen und ein Glas Champagner..."

Gordon wandte sich angewidert und verzweifelt ab. Wie oft hatte er dieselbe Szene hier in seiner Wohnung nicht durchgemacht, und wie oft hatte er nicht jene gefälschten Telegramme an die Frau dieses Mannes abgeschickt, der da ohne Besinnung vor ihm auf dem Boden lag.

War es unrecht gewesen, sie zu betrügen? Er wußte es nicht. Er hatte sie durch diesen Betrug glücklich gemacht und das genügte ihm. —

Er packte den Betrunkenen und legte ihn auf das Sofa. Dann nahm er einen Block mit Telegrammformularen vom Schreibtisch und warf hastig einige Worte auf das oberste Blatt. Darauf riß er es ab und ging hinaus.

Als er draußen war, schloß er die Haustür sorgfältig ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche. Von seiner Wohnung zu dem Hause der Kranken waren nur wenige Schritte.

„Ist denn keine Hoffnung mehr, Herr Doktor?"

„Keine. Ich wundere mich schon, daß sie überhaupt noch solange leben konnte."

Dann betraten sie zusammen das Krankenzimmer. Die Gestalt auf dem Bett lag weiß und still da. Bei dem Schall der Schritte öffnete sie jedoch die Augen und frug hastig: „Und Charly?" —

Gordon näherte sich ihr und hielt ihr, indem er sich tief über sie beugte, das gefälschte Telegramm hin.

„Lesen Sie. Ich kann nicht," bat sie.

„Kann noch nicht sofort nach Hause kommen. Bin Kompagnon der Firma geworden. Charly."

Sie sank in die Kissen zurück: „Gott, Gott... sei gedankt!"

Dann lag sie ruhig, ganz ruhig.

Gordon beugte sich über sie... aber sie gab kein Erkennungszeichen mehr von sich. Sie hatte ihn vergessen.

Nur einmal murmelte sie noch ganz leise: „Und ich habe ihn zu dem gemacht... was er... geworden ist."

Die Wette.

Skizze von **Margarete Heilmann.**

(Nachdruck verboten.)

„Du meinst wirklich, Trudel, daß euer Hausarzt sich für mich interessiert?"

„Ganz klar!"

„Ich bin aber gar nicht von ihm begeistert!"

Trudel Hull, die junge Frau des Hauses, biß sich auf die Lippen und sah so vergnügt aus, als ob ihre Freundin soeben etwas besonders Schönes erzählt hätte. „Was du sagst!" rief sie aus.

„Was du sagst!" wiederholte Hete böse. „Du glaubst es wohl etwa nicht? Weil du und dein Mann auf jedes Wort schwören, das dieser Doktor orakelt, muß ich natürlich auch sofort . . ."

„Sofort? Du bist doch jetzt sechs Wochen hier bei uns und hast oft genug Gelegenheit gehabt, Doktor Suhl richtig kennenzulernen."

„Na ja — das stimmt. Bei der Halsentzündung von euerm Bübchen kam er sogar zweimal täglich."

„Und nachher bekam Jürgen Bronchialkatarrh und ich die Grippe. Stets hat er für uns Zeit gefunden. Dabei schickt er keine Rechnung."

„Aber jetzt kommt er immer noch jeden zweiten Tag, wo wir doch alle gesund sind. Weshalb eigentlich?"

„Ich sage dir ja, Hete, er ineressiert sich offenbar für dich."

Hete legte den Arm um ihre Freundin. „Ihr habt mich wohl eingeladen, um mich mit dem Doktor zu verheiraten? Dreh dich weg, Trudel. Du bist ganz rot geworden. Schüttle nicht den Kopf."

„Du hast Ideen . . ."

„Na ja, ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen."

„Also schön, Hete. Ich leugne nicht, daß wir daran gedacht haben. Jürgen hält den Doktor für einen gewissenhaften, tüchtigen Menschen. Als Arzt ist er beliebt in unserer Stadt. Was ihm fehlt, ist eine Frau."

„Da wird er sich was Nettes raussuchen, — mit seinem Geschmack! Wie kann man zu einem grauen Anzug einen grauen Schlips tragen! Und gestern sein Oberhemd: Es war so bunt, daß man farbenblind werden mußte. Den Praline-Hut hat er sicher vom Großvater geerbt. Solche Form setzt in Berlin nicht mal ein Schusterjunge auf zur Einsegnung."

„Allerdings, ein furchtbarer Makel! Und daß er weder Monokel, noch goldenes Armband, noch helle Gamaschen und drunter seidene Socken trägt . . . Auch kein Korsett, um die schlanke Taille zu betonen . . .“

„Uz mich nicht, Trudel. Sag mir lieber, wie ich heut Mittag die Backhühnchen recht knusprig rauskrieg.“

„Nanu, du willst doch nicht etwa an den Herd? Überlaß das lieber mir.“

„Wir haben aber gewettet.“

„Wer?“ Die Frau Pastorin riß die Augen auf.

„Na, dein Jürgen nicht. Dr. Suhl natürlich. Er sagte nämlich, ein Berliner Mädel hätte keine Ahnung, wie ein Braten angesetzt wird oder eine Mehlspeise gebacken. So was könnten bloß Pastorfrauen und Kleinstädterinnen. Worauf ich natürlich das Gegenteil behauptete.“

„Na und —?“

„Also wenn ich heut' Mittag die Hühnchen allein backe, hab' ich die Wette gewonnen. Bekomm ich's nicht fertig, gewinnt er. Für jeden Fall hab' ich ihm einen Schlips genäht. Aus dem grünen Band, weißt du, das ich neulich als Gürtel trug. Aber jetzt komm in die Küche, Trudel, und leg' mir alles zurecht, was ich brauche — damit ich mich nicht blamiere. Weißt du noch, wie wir's in der Schule machten? Da hast du mir auch immer vorgesagt . . . .“

*

„Darf ich bitten?“ Die junge Frau öffnete die Tür zur Stube von ihrem Mann. „Das Essen ist fertig.“

Doktor Suhl und der Hausherr folgten ihr ins Speisezimmer und setzten sich an den Tisch, auf dem drei Gedecke lagen.

Der Arzt zeigte das größte Interesse für alle Berichte über Bübchens Fortschritte: daß er richtig laut lachen konnte, wenn Mutter ans Bett kam, daß er Vaterns Finger fest in seiner Faust hielt und einen märchenhaften Appetit zeigte. Dabei blickte Suhl immer wieder gespannt zur Tür. Vom Backhuhn nahm er nur ein kleines Stück.

„Es ist wohl nicht nach Ihrem Geschmack?“ fragte Trudel.

„O, delikat wie alles bei Ihnen.“

„Wirklich? Hat aber auch Hete gebacken.“

Der Doktor neigte sich über den Teller. „Ja — aber wo ist denn Fräulein Hete? Ich dachte schon, sie wäre abgereist.“

„Hab' ich's Ihnen noch nicht erzählt?“ fragte Jürgen harmlos.

„Aber kein Wort. Was ist denn los?“ Er zerdrückte mit der Gabel die Kartoffeln zu Brei und stocherte drin, ohne ein Bissen zum Munde zu führen. „Also Fräulein Hete hat dieses wunderbar knusprige Hühnchen zubereitet?“

„Steh mal, Jürgen, wie er die Geflügelknochen mit seinem Sezierblick anguckt“, lachte Trudel, „weil Hete . . .“

„Spann' ihn nicht so auf die Folter. Es ist ja nichts Schlimmes.“

„Ist ihr irgend etwas zugestoßen?“ Doktor Suhl sah so unglücklich aus, daß Jürgen ihn beruhigen mußte.

„Nicht der Rede wert. Pure Eitelkeit.“

„Sie hat sich die Haut an ein paar Stellen verbrannt.“

Der Gast schob den Teller beiseite. „Wodurch?“ fragte er.

„Beim Backen der Hühner spritzte das Fett im Tiegel. Und da hat Hete am Kinn und überm Auge rote Bläschen. Kleine Brandblasen. Auch am Hals sind welche. Es tat ihr zuerst weh, — sie hat gleich mit Wasser gekühlt . . .“

„Blödsinn! Mit Wasser kühlen bei Brandblasen!“ Er sprang auf. „Kann ich Fräulein Hete sehen?“

„Nein. Ich habe die Backhühner fertig gemacht und Hete in ihr Zimmer geschickt. Sie läßt sich nicht mal vor Jürgen sehen!“

„Dann bestellen Sie ihr, ich schicke ein Pulver zum Einpudern. Das lindert den Schmerz. Aber kein Wasser an die verbrannten Stellen! Hören Sie? Ich laufe gleich selber zur Apotheke. Heut abends kommen Sie doch auch zu Justizrats? Ja? Da sprechen wir uns. Auf Wiedersehen! Grüßen Sie Fräulein Hete.“

*

Hete saß abends allein im Wohnzimmer und blätterte in alten Zeitschriften. Plötzlich horchte sie auf. Es hatte geläutet.

Das Mädchen öffnete. „Herr Doktor“, meldete sie an.

„Aber ich bin für niemanden zu sprechen,“ rief Hete ärgerlich und wies auf ihr weiß gepudertes Gesicht.

„Ich komme nur als Arzt, gnädiges Fräulein, um zu sehen, wie der Puder gewirkt hat.“

„Sie sind doch heut' abends bei Justizrats eingeladen?“

„Habe leider absagen müssen. Der Beruf geht vor.“

„Ich hab' auch absagen müssen.“

„Das kommt davon, wenn man Köchin spielen will.“

„Bitte, ich habe die Wette gewonnen, Herr Doktor. Zeugen sind die Brandblasen.“

„Darf ich sie mal näher sehen?“

„Schauderhaft . . . gerade auf der Lippe . . . so unappetitlich!“

„Find ich gar nicht. Ich werde gründlich pudern. Dann ist morgen kaum noch was zu merken. Und jetzt die rechte Hand, bitte. Die hat auch was abbekommen. Zeigen Sie doch.“

Hete ärgerte sich, daß er so sachlich mit ihr sprach, während er ihre Hand fest in seiner hielt. Sie fühlte, wie sie unter dem Puder errötete.

„Wütend bin ich, daß ich die Gesellschaft heut' nicht mitmachen konnte. Jürgen und Trudel wollen aber nicht lange bleiben. Ihnen, Herr Doktor, ist's natürlich egal, daß ich absagen mußte.“

„Durchaus nicht. Ich freu' mich sogar.“

„Zu liebenswürdig! Erst sind Sie schuld, daß ich mich verbrenne. Und dann freuen Sie sich auch noch darüber.“

„Ja, Fräulein Hete. Weil ich nämlich Sie gern mal allein sprechen wollte. Und dem sind Sie bisher aus dem Wege gegangen. Stimmt das? . . . Entsetzen Sie sich über diese einfache Frage? Ich bin aber nun mal kein Großstädter, der zu konversieren versteht — bloß ein Bauernsohn. Wenn Ihnen das unangenehm ist, sagen Sie es mir.“ Er reichte ihr ein Kästchen mit Konfekt. Übrigens . . . unsere Wette . . .“

„Unangenehm . . . nein. Aber wenn Sie meine Hand nicht loslassen, kann ich ja die Schokolade nicht kosten,“ lachte sie.

*

Als Jürgen und Trudel nach ein paar Stunden zurückkamen, trug Doktor Suhl einen grünen Schlips. Und Hete bot ihnen Schokolade aus einem Kästchen an und zeigte dabei ostentativ den neuen Ring an ihrem verletzten Finger.

„Wir konnten uns nämlich nicht darüber einigen, wer die Wette verloren hat,“ sagte die Braut. „Ich glaube fast, wir haben alle beide gewonnen . . . .“



Bunte Chronik

* **Der Antibubenkopf-Klub.** Ein Klub ist in Paris begründet worden, der seine Aufgabe darin sieht, die Mode des kurzgeschnittenen Frauenhaares zu bekämpfen. Mitglieder können nur Damen werden, die niemals ihr Haar haben kurz schneiden lassen. Vor der Aufnahme muß jede Dame feierlich erklären, daß sie niemals ihr Haar der Schere überantwortet hat und daß sie gelobt, dies auch niemals zu tun. Die Gründerinnen des Klubs betonen, daß sie alle „gutgesinnten Frauen“ versammeln wollen, „um die heiligen Überlieferungen aufrecht zu erhalten.“ Das lange Haar der Frau sei seit Urzeiten das Zeichen echter Weiblichkeit; nur Frauen mit langem Haar könnten gute Hausfrauen und Mütter sein. Der Bubenkopf halte die Frauen davon ab, ihre wichtigsten Pflichten zu erfüllen. Trotz der ausgebreiteten Propaganda hat aber der Klub bisher nur 28 Mitglieder. Danach scheint es, daß die Tage des Bubenkopfes trotz aller Prophezeiungen noch nicht gezählt sind. Einer, der sehr gewichtige Gründe gegen den Bubenkopf hat, ist der „Haarnadelkönig“ Sol H. Goldberg, der nach Europa gekommen ist, um hier einen Feldzug gegen den Bubenkopf zu eröffnen. Er erklärt, daß das kurzgeschnittene Haar in den Vereinigten Staaten bereits unbeliebt sei und daß es auch in der alten Welt in den nächsten 15 Monaten verschwinden werde. Es scheint aber, als ob hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist. . . .

*

* **Ein Hereinfall Balzacs.** Der Baron Jakob Rothschild war ein intimer Freund des bekannten Romanschriftstellers Balzac. Einmal begab sich der Romandichter zu ihm, weil er eine Reise nach Wien machen wollte, zu der ihm, wie gewöhnlich, das Geld fehlte. Rothschild lieh ihm 3000 Franken und gab ihm einen Empfehlungsbrief an seinen Neffen, den Chef seines Hauses in Wien. Während der Reise öffnete Balzac den versiegelten Brief und las ihn; aber da er ihn ein wenig kühl fand, so überreichte er ihn nicht. Nach Paris zurückgekehrt, begab er sich alsbald zum Baron Jakob, der ihn fragte, ob er den Brief übermittelt habe. Nein, antwortete Balzac stolz, ich habe ihn noch bei mir, da ist er. Das tut mir leid, sagte Rothschild. Siehst du unter meiner Firma diese kleine Hieroglyphe? Das ist ein verabredetes Zeichen, das dir einen Kredit von 25 000 Franken bei meinem Neffen eröffnete.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.